

Allgemeine Frauen-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

64. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.,
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Das Feldhaus.

Novelle

von

Bernd von Gossek.

(Schluß.)

Nachher ging er mit sich selbst zu Rathe und er faßte den Entschluß, was er schon Jahre lang in sich getragen hatte endlich zur Entscheidung zu bringen. Nicht, daß ihm Günthers heutige Rede dazu den letzten Anlaß gegeben hätte — schon vor dessen Ankunft war er mehrmals in Begriff gewesen, das Wort, das über sein ganzes Leben entscheiden mußte, zu sprechen und immer wieder hatte ihn sein zurückhaltendes Naturell und die Besorgniß, daß er, durch nichts zu einer Hoffnung berechtigt, eine Zurückweisung erfahren und dadurch das schöne Verhältniß eines freundlichen Umganges bei jedem Zusammentreffen gestört werden könne, daran verhindert. Die Welt aber — denn man sieht in kleinen Städten nicht minder scharf als in den intriguenreichen Salons der Residenzen! — die Welt hatte bald genug die Ueberzeugung gewonnen, welche Günther heute so rücksichtslos gegen den Freiherrn ausgesprochen hatte. Kein passenderes Paar!

Raab wollte nach dem Gottesdienste noch

den Geistlichen sprechen, wurde aber mit dem Bescheide, daß der Pastor noch Amtshandlungen in der Kirche habe, in das Zimmer seiner Gattin geführt, wo er ihn erwarten könne. Als er eintrat, stand er vor Elisabeth. Sie war allein. Ohne Verlegenheit freundlich, wie sie stets gegen ihn war, empfing sie ihn, sagte ihm, daß sie ihre Freundin erwarte, welche von der Kirche aus wohl Besuche abstatten möge und fing gleich das entsetzliche Ereigniß im Feldhause, seit welcher Zeit sie ihn noch nicht gesehen hatte, mit ihm zu besprechen an.

Er ging darauf ein, rühmte die werththätige Liebe, welche sie den verlassenen Kindern bewiesen habe und äußerte, daß es ihm, durch die Pastorin dadurch veranlaßt, gelungen sei, auch der ältesten Schwester bei einer seiner Verwandten ein Asyl zu verschaffen. Sie wußte das schon, er war ihr darin zuvorgekommen. Im weiteren Verlauf des Gesprächs bemerkte sie, daß er heute viel ernster und stiller war als sonst, ja, daß ein trüber Zug seine sonst so klare Stirn verdüstere. Ihr gemüthvolles blaues Auge ruhte unwillkürlich mit einem theilnehmenden Blicke auf ihm, er bemerkte das und wurde verlegen.

„Sie haben Kummer!“ sagte sie mit dem weichen Tone ihrer Stimme, der stets zum Herzen drang.

„Nur Zweifel — die mich quälen!“ erwiderte er und rang nach Worten, den Augenblick, der wohl niemals so günstig wiederkehren konnte, zu benutzen.

„Kann sie die Freundin vielleicht lösen?“ fragte sie nicht im Entferntesten ahnend, was ihn bewegte.

Er sah ihr in das Auge — und plötzlich schien ihr in diesem elektrisch wirkenden Strahle das Verständniß zu seinem Benehmen aufzugehen, denn ihre Wange färbte sich mit einem leichten Roth und ihre Lippe bebte.

Da trat in demselben Moment geräuschvoll die Pastorin ein, sah das Paar und bemerkte mit scharfem Auge Beider Verlegenheit — endlich, endlich schien hier zu Stande gekommen zu sein, was sie schon längst für Beide gewünscht, wofür sie selbst wie sie einst der Freundin gesagt hatte, als Bannerträger eingetreten war. Fast hätte sie mit voreiligem Worte Beide verlegt, aber Elisabeths Blick hemmte ihre schon fertige Zunge. Sie wollte nun abwarten, bis man ihr entgegenkomme, sie hatte keinen Grund ihnen das Verständniß zu erleichtern, es war ja auch kein Exceß junger überschwenglicher Herzen, sondern ein höchst verständiger, zu einem ruhigen gediegenen Glücke führender Entschluß, dem die ganze Welt Beifall spenden mußte. Warum sollten sie da noch lange mit der Erklärung zögern? Diese blieb jedoch aus, der Freiherr, als gleich darauf die Heimkehr des Pastors gemeldet wurde, empfahl sich und Elisabeth, als sie nun von der Freundin mit Fragen bestürmt wurde, sprach zu deren Bestärkung ihre Meinung aus, daß Raab wahrscheinlich im Begriff gewesen sei, Günthers Sache bei ihr zu führen.

„Hoffentlich glaubst Du das selbst nicht!“ rief die Pastorin. „Seine eigene Sache, ja! Ich müßte an meiner Menschenkenntniß irre werden, wenn ich mich getäuscht haben sollte! Günthers Sache ist doch eine verlorene — ist sie das? Gib mir Dein Wort darauf!“

„Ja!“ erwiderte Elisabeth sanft und fest. „Ich habe es Dir schon gesagt.“

„Wenn also Raab endlich den Muth fände, für sich selbst zu sprechen?“

„Quäle mich nicht!“ bat Elisabeth. „Alt, wie ich bin —“ da umarmte sie die Freundin und war zufrieden.

Schreiben! dachte der Freiherr, als er sein Geschäft abgemacht hatte und auf dem Rückwege zu seinem Absteigequartiere war. Ich werde schreiben — noch heute, gleich hier! Sie hat mich errathen, ich erleichtere ihr das Nein!

Er schrieb denn wirklich noch im Gasthose und schickte den Brief durch seinen Diener nach Wiesenthal, Elisabeth sollte ihn bei der Heimkehr finden. Dann fuhr er nach Hause, wo er Günther mit seinem neuen

Lebensplane, den er zuerst mit Feuer ergriffen hatte, schon wieder zerfallen fand.

„Als abenteuernder Landsknecht mag ich mein Leben nicht beschließen,“ sagte er. „Geben Sie mir einen Vorschuß von tausend Thalern, Raab — ich will ein Gut pachten. Er hatte eine Zeit lang, nachdem er hier den Abschied genommen hatte, wirklich ein Rittergut, das er bewirthschaftet und wie sich Raab erinnerte, nicht ohne Geschick, bis ihm das langweilig geworden war und das Gut verkauft hatte, um mit dem Gelde in der großen Welt und auf Reisen zu leben. Wenn er jetzt zur Vernunft gekommen war und mit ernstem Entschluß an das Werk ging — Raab wollte ihm auch dazu hilfreiche Hand bieten. Sie sprachen den ganzen Abend darüber und Günther kam nicht mehr, wie der Freiherr befürchtet hatte, auf seine heutigen Andeutungen zurück.

Drei Tage vergingen. Raab harrete mit Sehnsucht auf die Antwort von Wiesenthal — er suchte sich zu zerstreuen, indem er gleich die geeigneten Schritte that für Günther zu sorgen. In Curland bei einem seiner Verwandten glaubte er ihm unter vortheilhaften Bedingungen seinen Wunsch erfüllen zu können, er schrieb deshalb sogleich und erst als der Brief fort war, fragte er sich, ob es auch eine launere Besorgniß für des Gastes Wohl sei, daß er ihm in so weiter Ferne, voraussichtlich auf Niewiederkehr, die Stätte bereiten wolle oder nicht ein anderer Grund unbewußt ihn dazu bewogen habe?

Da kam endlich Elisabeths Antwort. Mit bangem Herzen, zitternd als sei er noch ein Züngling, erbrach der Freiherr das Siegel — als er aber die erste Zeile gelesen hatte, verklärte sich sein Antlitz. Er las mit stiller Freude zu Ende und ließ dann sogleich anspannen, um sich die Bestätigung seines Glückes Auge in Auge zu holen. Ehe er abfuhr, suchte er jedoch Günther noch auf. Wie schwer ihm auch die Mittheilung fiel, die er ihm machen mußte — er hielt es für seine Pflicht offen gegen ihn zu sein!

Günther hörte ihn mit finsterner Stirn an, er drehte hastig an seinem Barte, und seine Athemzüge wurden kürzer. „Gratuliere!“ sagte er endlich. „Instradiren Sie mich nur gleich nach Curland — ich will Ihrem Briefe auf dem Fuße folgen, würde hier eine zu miserable Rolle spielen.“

Raab faßte seine Hand — da fiel ihm Günther plötzlich um den Hals. „Du verdienst sie!“ rief er. „Ich muß Du zu Dir sagen, ich kann nicht anders! Du wirst sie glücklich machen!“ Er riß sich los und

stürmte hinaus über den Hof in das Freie. Es war als müßte er sich Ruhe erjagen, Gedanken an die alte Zeit heßten ihn, er konnte sich ihrer nicht erwehren. So kam er in den Wald und als er lange umhergeirrt war, befand er sich am Ausgange desselben — in geringer Entfernung von ihm lagen die schwarzen Trümmer des Feldhauses. Langsam schritt er hinüber und setzte sich auf den höchsten Steinhaufen.

„Marius auf den Trümmern von Karthago!“ spottete er bitter. „Und während ich hier, in anderer Lesart wie ein trauernder Jude über Israels vergangene Herrlichkeit weine —“

Er hatte Recht. Zu derselben Stunde wurde dort, wohin sein Blick sich glühend richtete, der neue Bund geschlossen, welcher zwei edle Herzen auf ewig vereinigte. Es war, wie Elisabeths Freundin gesagt, nicht die stürmische Leidenschaft der Jugend, sondern eine herzliche Neigung, auf gegenseitige Achtung begründet, welche die Bürgschaft eines dauernden, in allen Lagen des Lebens unwandelbaren Glückes in sich trug.

Günther saß noch lange im finstern Hinbrüten auf dem Steine; endlich erhob er sich und ließ seinen Blick über das zusammengestürzte Gemäuer schweifen. — „Ruhe sanft, mein armer, alter Kriegersgenos!“ sagte er. „Dir ist wohlher wie mir! — Es heißt aber bei mir noch immer, wie unser Feldruf war: En avant! und ich will denn mit frischem Muthe hinaus in ein neues Leben!“

Artist und Putzmacherin.

Novelle

aus der wirklichen Welt.

Es regnete und schneite wild durcheinander, der November machte sich ein Wetter zurecht, von dem es sprichwörtlich heißt, man lasse dabei keinen Hund vor die Thür. Die Thiere konnten behaglich unter Dach und Fach bleiben, aber manch armes Menschenkind mußte gegen den Schneesturm ankämpfen. Es waren die Straßen jedoch beinahe menschenleer, nur ein müder Handwerksbursche stolperte in nassen schweren Stiefeln daher und sah sich vergeblich nach einem Wesen um, das ihm den Weg zeigen konnte. Endlich entdeckte er an einer Straßenecke eine Hölzerin hinter

einem großen Regenschirm, an dem der Sturmwind wie mit boshafter Absicht zerrte. Die Frau hatte ihre Füße und ihre Äpfel gemeinschaftlich in einen Strohkorb geborgen; als sie den Burschen herankommen sah, zog sie eifertig beides hervor und setzte ihre anlockendste Verkäufermiene auf.

„Nein, liebes Mutterchen, ich kann Ihnen nichts abkaufen; ich wollte nur fragen ob dies der Weg nach dem Berliner Thore ist,“ sagte der Handwerksbursch.

Ärgerlich über ihre getäuschte Erwartung, kroch die Alte in ihr Strohbündel zurück und brummte statt der Antwort auf seine bescheidene Frage einige bittere Schimpfreden.

Der Bursche wurde roth wie die frischesten Äpfel in ihrem Korbe, zog höflich seine Mütze und wollte still, wenn auch beleidigt, weiter gehen. Die alte Frau fühlte sich offenbar durch dies Benehmen für ihn eingenommen; ein kleiner Zank wäre ihr zwar wahrscheinlich in dem schlechten Wetter eine angenehme Abwechslung gewesen, aber das Lammgesicht des jungen Burschen versprach hierin keinen Erfolg. Es stellte sich eine bessere Regung bei ihr ein, sie sagte voll Mitleid: „Er ist irre gegangen. Nach dem Berliner Thor müssen Sie dort rechts die Straße ganz entlang, dann links um die Ecke, dann wieder rechts und links — aber der Weg ist noch weit, wenigstens eine halbe Stunde. Was wollen Sie denn dort bei diesem Hundewetter?“

„O weh, so weit ist's noch? Ich bin schon so müde und suche Arbeit. Ich bin ein Schlossergefell. Ist hier in der Nähe vielleicht eine Werkstatt?“

„Ja, gleich die grüne Hausthür dort in der Schmiedegasse. Dort wohnt der Meister Langschwarz. Er ist wohl oft ein wenig wild, wenn er getrunken hat; die Gefellen bleiben nie lange; die Wirthschaft im Hause kann auch Keinem gefallen; die Frau ist eine Zange und die Tochter ein Hochmuthsteufel, aber vielleicht passen Sie besser hin als sonst Jemand mit Ihrem sanften Wesen. Sie sehen aus als ließen Sie sich mehr gefallen wie ein Anderer.“ Wohlmeinend nickte die Äpfelfrau als der Bursche wehmüthig lächelnd beim letzten Satze ihrer Rede, sie höflich grüßend als sei sie eine Dame, den Weg einschlug, den sie ihm mit dem Zeigefinger angewiesen hatte.

In einer schmalen Gasse fand er die grüne Hausthür bald heraus, aber sein bescheidenes Klopfen wurde nicht gehört, weil innen stark gehämmert wurde. Das wohlbekannte Handwerksgeräusch erfreute ihn wie ein

Heimathsgruß. Er beschloß geduldig zu warten bis die Arbeit weniger betrieben würde; es mußte ja bald Feierabend sein. In der winterlichen Dämmerung spielte der Feuerschein aus den Fenstern der Werkstatt in den schönsten Lichteffecten und erfreute das Auge des Gefellen. Träumerisch sah er die Flämmchen über den Schnee hüpfen und gedachte dabei jener Zeit, wo er als Lehrjunge sich an ähnlichen stürmischen Winterabenden damit unterhalten hatte. Die Jugenderinnerungen erschienen ihm wie eine gute Vorbedeutung, er hoffte bei dem neuen Meister glückliche Tage und lohnende Arbeit zu finden trotzdem daß die Aepfelsfrau keine günstige Schilderung von ihm entworfen hatte. So stand der bescheidene Mensch mit freundlicher Miene und erwartete sein Schicksal. Er würde wahrscheinlich noch lange vergebens auf Einlaß geharrt haben, wenn nicht zwei ungeduldige Wesen an der grünen Hausthür erschienen wären. Ein Dienstmädchen pöchte ungestüm mit dicken rothen Händen daran, während in ihrem Korbe ein Topf mit Milch und ein Teller mit sauren Häringen in ein gefährliches Durcheinander geriethen bei den heftigen Bewegungen ihrer Trägerin. Nach einigen Secunden gesellte sich noch ein Bedienter zu ihr, dessen zierliche Vivree mit blanken Knöpfen den Handwerksburschen so vornehm dünkte, daß er weit entfernt war in ihm einen „Collegen“ des schmutzigen Dienstmädchens zu ahnen. Diese begrüßte ihn doch als solchen; beide sahen mit verächtlicher Neugier den Fremdling an und ließen sich in ihren geselligen Vergnügungen nicht stören. Der Bediente nahm eine duftende Cigarre aus dem Munde, die er ohne Zweifel seinem Herrn entfremdet hatte und wollte mit gewandter Frechheit dem Mädchen einen Kuß rauben. Sie wehrte sich mit dem Deckellorbe, aus dem die rollenden Häringe ein drohendes Unheil für den Don Juan des Bedientenstandes verkündeten. Er wendete sich fluchend ab und suchte mit seinem Spazierstöckchen das Klopfen an der grünen Thür deutlicher zu machen.

Es zeigte sich auch bald als wirksam. Meister Langschwarz öffnete mit lautem Murren über die Störung. Er machte seinem Namen alle Ehre, denn er war sowohl lang als schwarz. Sein Gesicht hatte von dem ruhigen Handwerk echte Negerfarbe angenommen, so daß das Weiße im Auge grell hervortrat und ihm ein wildes Ansehen gab.

„Was soll's?“ fragte er übellaulig.

„Ihre Mamsell Tochter Ida soll morgen zu unserm Fräulein kommen, um ihr einen neuen Atlashut

zu machen,“ beeilte sich das Dienstmädchen zu sagen, um der Bestellung des Bedienten zuvorzukommen, aber der Schlossermeister fiel ihr zornig in die Rede:

„Ei was! Daraus kann nichts werden. Es sind schon frühere Bestellungen auf morgen da. Uebrigens ist meine Tochter so gut ein Fräulein als die Tochter Ihres Herrn Postmeisters.“

„Nun gut, Ihr Fräulein Tochter möchte doch so gut sein und zu unserer Mamsell kommen, sobald sie irgend könnte,“ sagte das Dienstmädchen und lief lachend über ihren Witz eilig davon.

„Gute Nacht „Fräulein Hanne!“ rief ihr der Bediente ebenfalls mit ironischem Lachen nach. „Wenn ich morgen nach der Post komme und die Briefe hole, müssen Sie mir einen Kuß ohne Häringssauce geben — Herr Langschwarz,“ setzte er gravitatisch hinzu, „ich soll eine Empfehlung von der Frau Präsidentin bestellen und fragen, ob Fräulein Ida Zeit hätte ihr eine Nebelkappe und eine Blondenhaube zu machen?“

„Ja, gewiß, morgen schon, wenn es sein muß,“ sagte der Meister, geschmeichelt von der höflichen Anrede und schnell vergessend, daß er eben noch ergrimmt war über das böshafte Lachen des naseweisen Bedienten. Als dieser abgefertigt war, brachte endlich der Gefelle sein Anliegen vor.

„Wie heißen Sie und wo sind Sie her?“ fragte der Meister, der die Augenbrauen zusammenzog, welches er für ein geeignetes Mittel hielt Respect einzufloßen.

„Garlieb aus Herford in Westfalen. Hier sind meine Papiere in bester Ordnung.“

„Das Papier ist geduldig; darauf kann ich mich nicht verlassen, indessen brauche ich gerade einen Gefellen. Die Probearbeit kann heute noch gemacht werden. Hier! Macht fertig was ich begonnen habe. Ich werde zusehen, ob ich damit zufrieden sein kann.“

Garlieb überwand seine Müdigkeit, legte rasch sein Känzle ab und ergriff mit Lust das Handwerkszeug. Die Bewegung und das Feuer thaten ihm auch bald überaus wohl und es ging ihm flink von der Hand. Der Meister stand eine Weile mit untergeschlagenen Armen und finsterner tadelstüchtiger Miene dabei. Garlieb dachte jeden Augenblick die Arbeit würde durch Tadel unterbrochen werden. Aber der Meister sagte nichts und ging nach einigen Minuten in den Hintergrund der Werkstatt, wo Garlieb einen kleinen Schrank mit allerlei Glaswaaren beim Eintreten bemerkt hatte.

Garlieb vermochte bei seiner geräuschvollen Arbeit nicht zu hören, womit sich der Meister beschäftigte, doch verbreitete sich ein scharfer Brauntweingeruch. Die Aussage der Höckerin fiel dem Gesellen ein. Ihm wurde unheimlich zu Muth, denn er dachte, daß nach dem Trinken wahrscheinlich auch der prophezeite Zornausbruch eintreten und ihn alsbald wieder aus dem Hause treiben würde und er sehnte sich doch so sehr nach Arbeit und einem Unterkommen. Beides so schnell wieder zu verlieren wäre ihm unerträglich gewesen und ihm schlug das Herz vor banger Erwartung immer ängstlicher. Der Wintersturm heulte draußen so laut, daß er ihn trotz seiner fleißigen Hammerschläge hörte und mit Grauen daran dachte wieder in das Unwetter hinaus zu müssen.

Er wagte es nicht sich nach dem Meister umzusehen und schlug die Augen nieder als thäte er selbst etwas Böses. Plötzlich streifte ein starker Luftzug sein arbeitsglühendes Gesicht, er blickte erschrocken auf und sah, daß die Hausthür offen war. Der Feuerschein der Schmiedekohlen beleuchtete eine schlankte Mädchengestalt, die mit dem Winde kämpfte. Rasch sprang Garlieb hinzu um ihr behilflich zu sein die schweren Thürflügel zu schließen. Ein erröthetes Gesicht, das zwischen Blumen und Spizen eines zierlichen Hutes steckte, sah ihn verwundert an. Er mußte bei diesem Anblick an die Wachsbildchen denken, die er als Knabe oft in seiner Heimath gesehen; sie stellen kleine Madonnenköpfe in einem Schneckenhäuschen dar und werden von katholischen Geistlichen den Kindern geschenkt. Die feine Gestalt sah in der schmutzigen Werkstatt überirdisch genug aus; Garlieb meinte seinen Schutzengel zu sehen.

„Ist schon wieder Jemand gekommen?“ fragte der Meister knurrend in seiner dunkeln Ecke und warf einige Gläser um.

„Ja, Ida ist hier,“ lautete die Antwort und zugleich schweiften die blauen Augen ängstlich suchend umher, „aber wo bist Du denn, Väterchen?“

„Hier, mein Engel, ich komme schon, mein Idchen. Was Du doch für einen hübschen Namen hast; wie freue ich mich, wenn ich ihn nur aussprechen höre. Es ist doch schön, daß Du nicht etwa Hanne, Karoline, Friederike oder wie sonst die ordinären Leute heißest, das würde doch gar nicht zu Dir passen.“ Damit schwankte der Meister herbei und versteckte in seiner Seitentasche eine kleine runde Flasche.

Ida hatte dieselbe aber doch erblickt; es glitt eine

Wolke über ihr helles Antlitz und ihre Stimme klang ganz verändert als sie sagte:

„Ich bin etwas früher gekommen wie sonst, meine heutige Arbeit war fertig und da wollte ich mit Euch zu Abend essen, was ich so selten thun kann. Wo ist denn die Mutter?“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Die Frau im Sprichwort.) Ueberall, im Leben des Einzelnen, wie der Völker, spielen die Frauen eine Hauptrolle, wenn auch nur insgeheim; kein Wunder, daß sich eine große Menge lobender und tadelnder Aussprüche über sie im Verlauf der Zeiten gesammelt haben, die zur „Weisheit auf der Gasse“, zu Sprichwörtern geworden sind. Wie groß die Zahl derselben ist beweiset ein eben erschienenenes Schriftchen des Herrn von Reinsberg-Düringsfeld, unter dem Titel „Die Frau im Sprichwort“ (Leipzig, Hermann Fries) mit großem Fleiß gesammelt und sehr zweckmäßig geordnet. Aus dieser Schrift sei hier mitgetheilt was das Sprichwort über die Schönheit der Frauen sagt und — ob man heirathen soll.

Das Schöne.

Was ist schön? ist eine Frage, welche in hundert und aber hundert gelehrten Abhandlungen — die ungelehrten noch gar nicht gerechnet — erörtert worden ist, täglich von Neuem erörtert wird, und dennoch ewig unerörtert bleibt. Warum? das weiß der Venetianer:

„Nicht ist schön, was schön ist, sondern schön ist, was gefällt.“

„Was gut ist, ist schön; was böse ist, ist häßlich.“

„Schön ist, was schön thut.“

„Schön ist, was dem Herzen gefällt.“

Wohl auch, was den Augen gefällt, denn:

„Was nicht schön anzuschauen, ist nicht schön zum Klaffen.“

„Wo das Angenehme, da die Augen; wo es Einem weh thut, da die Hände.“

Nur haben die Augen in jedem Lande ihren eigenen Geschmack. So z. B. lieben die Lombarden und Venetianer die großen und weißen Frauen:

„Die große Frau ist halb schön.“

„Der weißen Frau fehlt zur Schönheit nur wenig.“

„Der weißen Frau mangelt die Schönheit nicht.“

Dem Deutschen gefällt das Kleine:

„Was klein ist, das ist niedlich.“

„Klein ist lieblich.“

Die Romanen im Allgemeinen schreiben den kleinen Frauen längere Jugend und mehr Beweglichkeit, daher größere Thätigkeit zu:

„Die kleine Frau scheint immer jung.“

„Ehe die Große sich blüht, hat die Kleine schon das Haus gefegt.“

„In den kleinen Säcken ist das beste Gewürz.“

„Im kleinen Krüge ist der beste Wein.“

Im Widerspruche hiermit sagt jedoch der Toskaner:

„Ist sie groß, ist sie faul,
Ist sie klein, ist sie schlimm.“

Wie er sie eigentlich will, sagt er nicht, vermuthlich von mittlerer Größe.

In Betreff der Fülle herrscht mehr Einstimmigkeit:

„Die Magere ist zäh.“

„Fettes Fleisch ist immer lockend.“

und:

„Drei Dinge sind mager schlecht: Gänse, Frauen, Ziegen.“

Die Braunen finden auch ihre Liebhaber:

„Das braune Mädchen ist von Natur heiter und reinlich.“

„Das Dunkle nimmt nichts dem Schönen,
Erhöht vielmehr das Sehnen.“

„Besser eine Schwarze mit allen ihren Grillen, als eine Blonde mit hundert Ducaten.“

Dagegen heißt es in Mailand:

„Schwarze Augen und blondes Haar, die größte Schönheit in dieser Welt.“

Nun folgen einzelne Schönheitsbedingungen:

„Eine schöne Thür macht eine schöne Fassade“ (d. h. ein schöner Mund ein schönes Gesicht).

„Ein schönes Kamin macht ein schönes Zimmer“ (eine schöne Nase ein schönes Gesicht).

Wenig Gnade findet die fabricirte Schönheit. Zwar sagt man in Bergamo:

„Was die Natur nicht giebt, verschafft die Kunst,“

aber man setzt auch hinzu:

„Fast alle Frauen werden häßlich, weil sie schön erscheinen wollen.“

In Mailand heißt es:

„Die angemalte Frau ist ein häßliches Bild.“

In Toscana:

„Die Frau, welche schön erscheinen will, muß es mit Schmerzen im Gesicht bezahlen,“

und:

„Der aufgeputzten Frau lehre den Rücken zu.“

„Die Frau und die Kirse schmücken sich zu ihrem Unglücke.“

Dennoch, obwohl der Perser erklärt:

„Die Frau, die von Natur schön ist, bedarf der Kunst der Kammerfrau nicht,“

wird der Kleidung kein geringer Einfluß auf die Schönheit zugeschrieben.

„Schöne Kleider helfen dem Ansehen.“

„Kleide ein Rohr,
So stellt es eine große Dame vor.“

„Ein Mädchen, welches schön und wohl geschmückt,
Trifft baldigst Einen, der vor ihr sich bückt.“

„Die geschmückte Frau zieht ihren Mann von der Thür Anderer fort,“

und:

„Die Frau am Sonntag ist wie das Korn im Thau.“

„Alle Katzen wollen Schellen, alle Frauen wollen Korallen.“

„Geschmückt giebt es keine häßliche Frau.“

Sogar die Farben spielen ihre Rolle bei der wichtigen Angelegenheit des weiblichen Schmuckes.

„Wer ein hübsches Gesicht sehen will, seh' es in Grün oder Blau.“

„Die Frau muß sehr häßlich sein, die durch Grün nicht hübsch wird.“

„Wer den Satan im Garten (die Schlange im Paradiese) sehen will, der kleide eine Frau in Himmelblau.“

Die Nahrung wird nicht übersehen:

„Frisches Brot und Weintrauben geben den jungen Frauen Farbe und nehmen den alten die Runzeln.“

Als Schönheitsprobe gilt es, die Frau früh Morgens und ungeschmückt zu sehen:

„Schöne Tage lob' Abends, und schöne Weiber früh.“

„Willst du sehen, ob eine Frau schön sei, so betrachte sie am Morgen, wenn sie aufsteht.“

„Wer eine wirklich schöne Frau will, suche sie sich Sonnabends und nicht Sonntags beim Feste aus.“

Leider heißt es selbst von der probefaltigen Schönheit:

„Schön und züchtig sein,
Trifft selten ein.“

„Verstand und Schönheit sind selten beisammen.“

„Schönheit und Thorheit gehen oft zusammen.“

„Bei großer Schönheit ist selten Treue.“

„Schönheit ohne Güte ist wie ein schalgewordener Wein.“*)

„Schönheit und Keuschheit, Weisheit und Reichtum, Jugend und Enthaltsamkeit, Alter und Gesundheit sind selten vereint.“**)

„Schönheit ist kein Glück,“

und dauernd ist sie auch nicht, denn:

„Alles Ding ist nur eine Weile schön.“

„Das schönste Grün ist auch Heu.“

„Weiberschönheit, das Echo im Wald,
Und Regenbogen vergehen bald,“

und:

„Keine Rose so schön, daß sie nicht endlich welke.“

Weiter:

„Schönheit? Ein Kindheit!“

und:

„Schönheit — Flaum auf den Pflaumen.“

Dennoch ist Schönheit ein allgemeines menschliches Bedürfnis.

„Was schön ist, ist Jedem lieb,“

und:

„So lange die Rose duftet, findet Jeder Gefallen an ihr.“

„Zur Blume fliegt die Biene,
Auf Anmuth steht der Mensch.“

„Die Schönheit ist ein guter Empfehlungsbrief.“

„Die Schönheit eines Mädchens ist die Hälfte der Muzik.“

*) „Schönheit und Verstand sind nicht jede Zeit beisammen.“

„Schönheit ohne Tugend ist verdorbener Wein.“

**) „Schönheit und Keuschheit sind selten bei einander.“

Soll man heirathen?

„Wer heirathet, thut wohl, wer ledig bleibt, thut besser.“ *) schrieb der Apostel Paulus an die Korinther und noch immer herrscht dieselbe Unentschiedenheit in Betreff der Lösung der Frage über den wichtigsten Schritt im Menschenleben.

„In den Krieg zu ziehen und sich zu verheirathen kann man nicht anrathen.“

denn:

„Heirathen ist nicht für Alle, Einige werden schön davon, Andere häßlich.“

„Wer eine Frau sich nimmt, schafft sich Sorgen.“

„Sobald Einer heirathet, betritt er das Sorgenreich.“

„Mit dem Heirathen lernt man klagen.“

„Wem zu wohl ist, der nehm' ein Weib.“

„Wer nach einem Weib verlangt, verlangt nach Zanf.“

„Wer Noth will, schaffe sich ein Weib und eine Uhr an.“

„Verheiratheter Mann, Vogel im Käfig.“

„Willst du einen Mann bestrafen? Gib ihm eine Frau.“

„Will Gott einen Mann züchtigen, so setzt er ihm in den Kopf, sich zu verheirathen.“

„Die Frau ist ein Gottesgericht.“

und endlich:

„Wo eine Frau,
Nacht's den Mann grau.“

heißt's im Sprichwort, aber dieses sagt auch zugleich:

„Wo keine Frau, da geschieht dem Kranken weh.“

„Wer ohne Frau wohnt, ist ohne Gutes, ohne Hilfe, ohne Freude.“

„Alleinsein taugt dem Menschen nicht.“

„Besser Zwei als Eins.“

„Ohne Frau zur Seite ist der Mann nicht glücklich.“

„Sorgen viel hat der Beweibte,
Sorgen mehr der Ehelohe.“ u. s. w.

(Aus Barnhagens Tagebüchern.) Wie der Bürgermeister Dr. Smidt Barnhagen mittheilte, erzählte ihm Goethes Mutter, sie habe dem Sohne geklagt, es würden ihr so oft Gemälde gezeigt und sie wisse dann nie, was sie davon sagen solle, er möchte ihr doch Etwas angeben, wie sie sich dabei helfen könne. Da habe er gesagt: „Mutter, wenn man Ihr ein Bild zeigt, so sehe Sie es eine Weile scharf an und sage dann bedeutend: „Das macht seinen Effect!“ Da wird Jedermann Sie für eine Kennerin halten.“

(Berlin und Frankfurt.) Die „Veserzeitung“ (Bremen, Schünemann), eine unserer bestrebigsten großen politischen Zeitungen, bringt in ihrem Feuilleton nicht selten vortreffliche Schilderungen des Lebens, Strebens und Treibens in deutschen Städten, namentlich Berlin und Frankfurt, auf die wir aufmerksam machen. Aus solchen Schilderungen in den letzten Nrn. möge hier Folgendes auch unsern Leserinnen mitgetheilt sein:

Das deutsche Schützenfest in Frankfurt a. M.: Man macht da ungeheure Vorbereitungen für das bevorstehende

*) „Wohl thut, wer ein Weib nimmt; wer es nicht nimmt, thut noch besser.“

„Der Mann ohne Weib, der Hund des Fleischers, die Kage des Kochs, das Huhn des Müllers und die Mutter der Tänzerin sind Wesen, denen es niemals an etwas gebricht.“

erste deutsche Schützenfest, das Mitte Juli beginnt. Schon damals, als man Frankfurt als den geeignetsten Platz für dieses große Nationalfest bestimmte, erwartete man, daß die Bundesstadt ihre Aufgabe auf eine großartige Weise erfülle. Seitdem aber dieser Tage das Comité seinen Aufruf an die Deutschen wegen Betheiligung richtete, haben sich überall die Erwartungen noch gesteigert. Der national-patriotische Gedanke der Wehrhaftmachung der gesammten deutschen Jugend durchdringt diesen Aufruf, den man nicht lesen kann, ohne von dem freudigen Gefühle angeregt zu werden, daß die Tage der Zerrissenheit Deutschlands gezählt sind. In der That ist die Vorahnung in diesem Momente gerechtfertigt, daß schon bei dem Eintreffen der deutschen Schützen in Frankfurt das Geschick des Vaterlandes sich freudiger werde gestaltet haben und daß vielleicht die neue Fahne des Schützenbundes, welche deutsche Frauen arbeiten, um sie bei dem ersten deutschen Bundesschießen weihen zu lassen, schon der Morgenröthe einer bessern Zeit entgegenwehen dürfte. Was ich von den Vorbereitungen für das Fest sagte, kann ich nur in wenigen Strichen andeuten. Es ist ganz in der Nähe der Stadt ein Grundstück von 100 Morgen gemiethet, was das großartige Terrain des Festes bilden wird. In der Mitte desselben wird sich der Schießplatz mit seinen Räumlichkeiten abgrenzen und um diesen Mittelpunkt wird sich eine neue Stadt von Zelten, Wohnungen, Kaufläden, Wirthschaften, Buden für Sehenswürdigkeiten u. s. w. erheben. Es ist eine Räumlichkeit zur Aufnahme von Hunderttausenden, denn auf ein ungeheures Zufließen muß man gefaßt sein in einer Zeit wie diejenige, wo das Fest stattfindet, in einer Zeit, wo sich auch in gewöhnlichen Jahren zahllose Fremde in und um Frankfurt befinden. Für die Unterbringung der activen Theilnehmer beim Bundesschießen, die man auf 5-7000 veranschlagt, sorgt die Gastfreundschaft der Frankfurter, die sich bei dieser Gelegenheit glänzend bewähren dürfte. Für die feineren Unterhaltungen derselben sorgen unsere Kunstinstitute, für die übrigen Kosten des Festes, die sich vielleicht auf 100,000 Gulden belaufen dürften, sind wir am wenigsten besorgt, denn abgesehen davon, daß das Bundesschießen schon durch sich selbst einen großen Ertrag abwerfen wird, so dürfte ein etwaiges Deficit von mehreren Reichthümern mit der größten Bereitwilligkeit gedeckt werden. Kurzum, das Nationalfest von Nürnberg wird sich im Juli 1862, nur in weit größern Dimensionen, zu Frankfurt wiederholen.

Die Judengasse in Frankfurt, die Stätte, wo Bräune und die Rothschilden das Licht der Welt erblickten, scheint endlich fallen zu wollen! Wir vernehmen, daß theils durch den Unternehmungsgeist von Privaten, theils durch die Mithilfe des Staates, eine neue Straße dort errichtet werden soll. Es ist auch hohe Zeit, daß diese unheimliche Mahnerin an eine längst verschwundene Zeit der Verfolgung und des Religionshasses weggeschafft wird, denn wie diese Straße schmutzig und schwarz dasteht, so ist sie ein trauriges Blatt in der Geschichte Frankfurts, das die glückliche Mainstadt von heute ausmerzen muß, selbst auf die Gefahr hin, daß sie ihre merkwürdigste und berühmteste Antiquität dabei einbüßt. Es wäre aber auch zu

verwundern gewesen, wenn gerade in der jetzigen Epoche Frankfurts, die sich durch eine ganz ungewöhnliche Bau-, Verschönerungs- und Vergrößerungssucht auszeichnet, die alte Judengasse vergessen worden wäre, die, längst reis zum Einsturz, ein so geeignetes Terrain bietet zu einer Hauptstraße, die den Mittelpunkt des Verkehrs mit einer Gegend verbindet, welche bisher nur zu sehr vernachlässigt war. Um Ihnen nur einen Begriff zu geben, was jetzt hier in Neubauten und Straßenanlagen geschieht, will ich nur anführen, daß in einem der letzten Monate Grundstücke und Häuser im Betrage von einer Million Gulden gekauft wurden, daß fast in jedem Monat regelmäßig für mehrere Hunderttausende gekauft werden und daß alle diese Ankäufe den Zweck der Verschönerung und Vergrößerung im Auge haben. Dieser großartige Umsatz in Häusern und Grundstücken ist sogar eine reiche Einnahmequelle des Staats geworden, der ein Procent der Kaufsumme zieht. Dieser Verkehr beweist ferner, daß unsere Reichen jetzt endlich anfangen, lieber in Hypotheken als in österreichischen Metallcoupons ihre Capitalien zu verwerthen und wenigstens eben so viel der Industrie und dem Unternehmungsgeist zuwenden als der Börse. Die gebiegenen Frankfurter nennen das „eine heilsame Rückkehr zur alten, weltbekannten Solibität Frankfurts.“

Das Haus der Abgeordneten in Berlin. Aus der Vogelperspective gesehen gewährt der große Versammlungsaal einen höchst interessanten Anblick. Hier und da erblickt man einzelne Gruppen in lebhafter Unterhaltung, man spricht, gesticulirt und lacht sogar laut. Die Diener des Hauses gehen ab und zu mit Briefen und Aufträgen an verschiedene Mitglieder. Ein Abgeordneter hat so eben eine telegraphische Depesche erhalten, die er seinem Nachbar mittheilt. Beide sprechen sehr eifrig; denn die eben eingetroffene Nachricht scheint von Wichtigkeit zu sein. Der untergesetzte Deputirte, mit markirten Zügen, grauem Haar und Bart, von kräftig breitschultriger Figur und energischem Aussehen ist der bekannte Schulze-Delitzsch, sein schlanker Nebenmann mit dem ausdrucksvollen Gesichte der Abgeordnete Twesien, der sich durch seine politischen Broschüren und sein Duell mit dem Generalmajor v. Manteuffel schnell einen Namen erworben hat. Dort der noch junge Mann mit der hohen Stirn und den kurzgeschorenen Haaren und Vollbart ist der berühmte Naturforscher Virchow, zugleich eines der eifrigsten und talentvollsten Mitglieder der deutschen Fortschrittsparthei. Er gehört zu den wenigen Gelehrten, welche über ihre Wissenschaft nicht das Leben mit seinen vielfachen Forderungen vernachlässigen; mit derselben Schärfe, womit er die Krankheiten des menschlichen Körpers ausdekt, verfolgt er die Gebrechen an unserm Staatskörper und die politischen Fehler seiner Gegner. Jener weiße Kopf mit den tiefstehenden, aber scharfen Augen gehört dem bekannten Abgeordneten Waldeck, der unerschütterlich nach wie vor für Recht und Freiheit kämpft, während der schlank Herr mit der aristokratischen Figur der frühere sächsische Minister v. Carlowitz ist, der als preussischer

Volksvertreter ebenfalls Hand in Hand mit der deutschen Fortschrittsparthei geht u. s. w.

Weißbier und bayerisches Bier. Seit einigen Jahren hat die Zahl der Biertrinker und Bierstuben in Berlin in auffallender Weise zugenommen. Früher wurde fast ausschließlich das bekannte Weißbier oder die sog. „kühle Blonde“ genossen, welche der bekannte Komiker Wedmann folgendermaßen definiert: für einen Sechser „Gischt“ und für einen Sechser „Nischt“, das ist eine Berliner „Weiße“. Auch heute findet dieses leichte, sehr viel Kohlenäure enthaltende, blaßgelbliche Getränk noch seine zahlreichen Verehrer und Anhänger, welche bei Bolpi und Schluder sich jeden Abend zu versammeln pflegen. Seit dem Jahre 1848 hat aber entschieden das bayerische Bier die Oberhand gewonnen und die „kühle Blonde“ einigermaßen verdrängt. Während der Besucher jener Locale, in denen Weißbier verschenkt wird, sich meist durch seine conservative Richtung auszeichnet, zeigen die Freunde des bayerischen Biers eine mehr demokratische Färbung und scharf ausgesprochene Neigung zur Opposition. Der Weißbiertrinker ist gewöhnlich ein Bürger in gezeigten Jahren mit einer kalten Platte und sorgfältig glattrasiertem Gesichte, der höchstens einen kleinen Backenbart bildet. Er ist ein Freund der jedesmaligen Regierung und des gemäßigten Fortschritts; wenn er raisonirt, so raisonirt er nur innerlich. Er spricht zwar auch gern von Politik, aber noch lieber spielt er eine Partie Solo oder Domino. Dagegen ist der Freund des bayerischen Bieres meist ein noch junger Mann mit starkem Schnurr- und Vollbart, der sehr viele und sehr laute Reden führt, mit den Maßregeln der Regierung nur selten einverstanden ist und besonders gern „Sechs und Sechszig“ spielt. Auch in socialer Beziehung macht es einen großen Unterschied, ob der Berliner Weißbier oder Bayerisch trinkt; ja man darf sogar kühn behaupten, daß mit dem letzteren Getränk das ganze gesellschaftliche Leben der Hauptstadt eine vollkommene Revolution erlitten hat.

Unter den unzähligen bayerischen Bierstuben Berlins erfreut sich besonders das Local von Wagner in der Charlottenstraße eines großen Zuspruchs und einer interessanten Gesellschaft. Hier findet man zuweilen die hervorragendsten Erscheinungen der Kunst und Wissenschaft in harmloser Unterhaltung bei einem frischen „Seidel“ sitzen; Professoren und Privatdozenten, Künstler wie der Maler Hildebrandt, der Bildhauer Drake, der Kupferstecher Lüderitz, Musiker, Journalisten und Zeitungsredactoren versammeln sich zur bestimmten Stunde. Gewöhnlich füllt sich aber der große Saal nach dem Theater mit Gästen, welche die eben stattgefundene Vorstellung einer eben so scharfen als eingehenden Kritik unterwerfen. Selbst Damen verschmähen es nicht, zuweilen ein derartiges Local in Gesellschaft ihrer Männer zu besuchen und ihre schönen Lippen mit dem edlen Gerstensaft zu netzen, eine Sitte, welche immer mehr um sich greift und einer süddeutschen Gemüthlichkeit Vorzug leistet.